bleiben — und sitzt nu hier bei seine Weiße, schmeckt un probirt un verzieht de Mundwinkel un trinkt in vier jeschlagene Stunden eene Weiße. Na, denke ick, den mag die Jattin det Betriebskapital ordentlich jelüftet haben, unter vieren is er nie zu Hause jegangen. Ick jehe also in meiner Jutmüthigkeit ran un sage: Weetste, Heinecke, wenn de dir vielleicht zufällig 'n bisken ausjejeben hast, schenire dir nich, du weeßt ja, bei wem de bist. Nee, sagt er, ick weeß nich, die Weiße schmeckt mir nich, die lumpigen paar Froschens, det hat noch keene Noth. Damit steht er uf un jeht seiner Weje. Jut; 'n folgenden Abend komm ick runter un se sitzen alle da un haben die Weiße vor sich. Sie tuscheln un munkeln un Heinecke reb't immer uf die andern in un drinken dhun se so jut wie jar nischt. Ick frage also wieder, wat ihnen eijentlich is, die andern die brummen jo wat, wat ick nich verstehe, blos Heinecke sagt, det nach seiner Ansicht die Weiße hier nischt mehr daugt. Kannste dir meinen Aerjer denken. Ick jehe hintert Büffet, ließe mir eene in un koste, — se schmeckt delikat. Ick sehe mir um nach Wilhelm'n, nach'n Kellnähr, det der ooch mal kosten soll. Nee, lassen se man, sagt Wilhelm, ick will Ihnen sagen, wat die Weiße fehlt: Herr Heinecke hat Angst vor de Cholera, un schon heute mittag, wie Sie weg waren, haben alle Leite jesagt, de Weiße were schlecht un dat reine Jift. Dat jing mir doch über'n Spatz un ick trete an Heinecken ran un sage: Heinecke, sage ick, wenn du Angst hast, so is det janz alleene deine Sache um meintwegen kannste vor Angst mit de Knochen bewern. Ick muß mir aber verbitten, det du die Weiße hier schlecht machst. Die Cholera kann kommen und jehen, det weeß ick nich, aber mein Weißbier — jut, sagt Heinecke, ick kann ja ooch jehen, ick fühle een Jruseln in' Magen und wer' mir deinswejen nich hinlejen un sterben. Un er is wirklich jejangen und seit den selbigten Abend wird hier keen Droppen Weißbier mehr jedrunken. Jestern war ick in Mariendorf un da haben se währenddem den Wilhelm, was een janz verständiger un nüchterner Mensch is, de Angst ooch injered't, deß er dreizehn große Jngwähhrs jedrunken hat un 'n Abend jänzlich blau war. Da soll der Mensch 'n Verstand behalten!" Ich tröstete meinen alten Herbergsvater nach Kräften, ohne ihm zu verhehlen, daß Weißbier jetzt allerdings nicht gerade für jeden Magen geeignet sei. Mittlerweilen zuckten draußen die Blitze durch die Luft, der Wind begann zu pfeifen und die ersten Tropfen des ersehnten Regens rieselten hernieder. „Et rejent!" riefen die Philister wie aus einem Munde und steckten die Köpfe zum Fenster hinaus. Plötzlich öffnete sich die Thür und herein trat — Herr Heinecke. „Kinders," rief er, „et rejent! Jetzt jlobe ick nich mehr, det de olle Cholera kommt. Justav, bring uns man wieder 'ne kühle Blonde ick kann' jar nich mehr aushalten!" Alsbald verschwand das Bayrische gänzlich vom Tisch, und das Weißbier trat bei den derart „geaichten" Urberlinern wieder in seine Rechte.

Friedrich v. Flotow mußte 1830, als die Juli-Revolution in Paris ausbrach, seine Musikstudien dort abbrechen und trat auf die inständigen Bitten des Vaters die Heimreise an. Ueber einige Scenen, die er hierbei erlebte, berichtet die dritte Gemahlin des Verewigten in „Friedrich von Flotow's Leben" (Leipzig, bei Breitkopf & Härtel) folgendes: Bis Boizenburg im Hannöverschen war er gekommen und hatte die Freude, dort einen Retourwagen nach Schwerin zu finden, der ihn um ein Billiges dahin bringen wollte. Als er es sich am andern Morgen in dem mit seinem Koffer bereits bepackten Wagen bequem machen wollte, fragte der Lohnkutscher: „Se sin doch nich mit Extrapost komen?" Er bejahte dies der Wahrheit gemäß. „Na, dann stigens man werra ut!" Eprach's, legte den Koffer vor die Hausthür und fuhr davon. Um den Extrapost-Verkehr zu heben, bestand nämlich damals in Flotow's engerem Vaterlande die Verordnung, daß, wer mit Extrapost angekommen war, auch nicht anders weiterfahren durfte. Nahe vor Doberan, wohin er von Schwerin aus wieder ein Privatfuhrwerk gefunden hatte, wollte der Kutscher den Pferden Wasser geben. Mit gewohnter Bequemlichkeit fuhr er in den mitten im Dorfe gelegenen Teich hinein. Alsbald fing das Fuhrwerk an zu sinken. Flotow mußte sich vor dem eindringenden Wasser auf den Bock retten und vereinigte sein Stimmorgan mit dem des Kutschers zu jämmerlichem Hilfegeschrei. Aus einer nahen Scheune kamen vier Arbeiter herbeigestürzt. Einer watete ins Wasser, nahm unsern Helden auf seinen Rücken und trug ihn auf das feste Land. Die andern drei hatten sich mit großer Bedächtigkeit eines langstieligen Hakens versehen, griffen in die Räder ein, trieben die Pferde an und brachten den Wagen aufs Trockene. Nach gethanem Rettungswerk sagte der eine Arbeiter in ganz freundlichem Ton zum Kutscher: „Du Schafskop, weest nich, dat dörch den Deig en ollen Graben geht?" „Nee!" klang die lakonische Antwort. Da nahm ein anderer das Wort: „Wo sall de Mann dat weeten, dat wie fö söfthein Johr, as de oll Deig ut drögt wir, den Graben mackt hevven. Hei is jo nich von hier." Das leuchtete allen ein und sie schieden als die besten Freunde.

Der kluge Jocko. In dem französischen Blatt „La Nature" erzählt ein Herr Nicaise von einem sonderlich klugen Papagei, einem grauen Jocko mit rothem Schwanz, 48 Jahre alt und gut konservirt. Ehe ich ihn erhielt, schreibt Herr Nicaise (der NB. Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft ist!), war er in Paris, in einem Hause, wo viele Miether wohnten. Er ahmte das Rufen und die Zänkereien der Spatzen, die sich auf dem Dach und auf dem Hof umhertrieben, täuschend ähnlich nach, ebenso die Rufe, welche auf der Straße erschollen, insbesondere den des Trödlers. Oft hat er den Ruf „Marchand d'habits" so treu wiedergegeben, daß die Bewohner des Hauses sich dadurch täuschen ließen. 1870 schenkte mir ihn mein Schwager, und ich schickte ihn aufs Land. Dort bereicherte sich seine Tonliste um alle die Geräusche, die in der freien Natur vorkommen, den Ruf der Wachtel, der Eule, der Elster, des Huhns und des Hahns. Eine seiner Meisterleistungen ist die phonische Darstellung des Schweineschlachtens; er muß einmal dabei gewesen sein, hat die Prozedur seit 22 Jahren nicht mehr mit angehört, wiederholt sie aber noch heute zuweilen mit virtuoser Treue. Erst kommen die abgebrochenen, bald tiefen, bald hohen Laute des Thieres, welches an den Ort der That geschleppt wird, dann das Gequike der Angst und des Abstechens, und das macht er mit einer Hingebung und Kraft, daß die Fenster klirren und man ihm Stillschweigen gebieten muß, weil es nicht auszuhalten ist. Der Papagei beobachtet jede Handlung, die von einem Geräusch begleitet ist, und wenn er die Vorbereitungen dazu sieht, bringt er das entsprechende Geräusch hervor. Er achtet auf die Gespräche, welche in seiner Gegenwart geführt werden, und mischt sich mit Ausrufen, wie Ah und Oh hinein(!); diese Aeußerungen der Billigung oder des Erstaunens fallen stets auf den richtigen Augenblick, wo sie sinngemäß sind (Na na!). Er schüttelt sich vor Lachen, wenn man etwas Lächerliches mit einiger Lustbarkeit vor ihm sagt. Hat er etwas nöthig, so ruft er seine Herrin bei ihrem Vornamen Marie, und wenn sie nicht bald kommt, erhält seine Stimme einen deutlichen Klang von Ungeduld. An einem Wintertage stand sein Käfig vor dem Herd; ein brennendes Scheit rollte heraus und hüllte ihn in eine Wolke von Asche, Rauch und Funken. Seine Herrin hörte ihn „Marie, Marie!" rufen, wie ein Mensch in großer Gefahr und großem Schreck schreit, eilte herzu und rettete ihn. Wenn man ihm sein Mittagessen giebt, legt er sich regelmäßig sein Brötchen mit Konfituren für den Abend zurück. Besonders bemerkenswerth ist er aber als Freund der Musik und als „Komponist." Tanzt man ihm eine Polka mit Gesang vor, so begleitet er sie mit abgestoßenen Tönen, taktrichtig und mit der Sicherheit eines Musikers. Er improvisirt wahre Musikstücke, die er mit immer andern, sich nie wiederholenden Variationen ausführt, und das mit einem Geschmack, einem Stil und einem Brio, um die ihn ein Schüler des Konservatoriums beneiden könnte. Seine Improvisationen werden gepfiffen und haben etwa den Klang einer kräftigen, biegsamen Flöte.

Hitze und Nervenkrankheiten. Der wiener Arzt Herr Dr. Wilhelm schreibt der „N. Fr. Pr.": In den letzten Tagen mit abnorm hoher Temperatur konnte ich in meiner Nervenpraxis eine Reihe charakteristischer Fälle beobachten, welche schon von amerikanischen Nerven-Spezialisten, namentlich Beard und Rockwell, während eines Hitzestadiums in New-York beobachtet und beschrieben wurden, und welche mit den von mir in den letzten Tagen beobachteten theilweise übereinstimmen. Meist neuropathisch belastete Menschen zeigten nämlich, ohne von den deletären Einwirkungen einer Insolation befallen zu werden, folgende Erscheinungen: Es traten bei 5 solchen Patienten (3 Herren und 2 Damen) Druck im Hinterkopfe, stechende Schmerzen an einzelnen Rückenwirbeln, Schwere in den Beinen und von Seite des Respirations-Centrums verlangsamter, oft unrhythmischer Herzschlag und Pulsverlangsamung ein, also eine Reihe von Repressionserscheinungen, die auf eine hemmende Einwirkung der Hitze auf das Central-Nervensystem hindeuten. Weiter muß in therapeutischer Hinsicht die Thatsache konstatirt werden, daß kleine Dosen von Brom und die Einwirkung galvanischer Ströme und der Influenz-Elektrizität den Zustand rasch zum Schwinden bringen, während das Einführen großer Quantitäten von Flüssigkeit in der Regel eine Verschlimmerung des Zustandes herbeiführt.

Aus Marienbad. Ein Fremder promenirt über die waldigen Höhen des freundlichen Badeorts in Begleitung eines ortskundigen Freundes. Auf das Städtchen herabblickend läßt sich der Fremde über die schönsten Bauten des Orts Auskunft geben, und sein Freund sagt: „Hier haben Sie die Kirche der Protestanten, dort die der Katholiken, und dort unten liegt die Synagoge der Badegäste."

Die Hand. „Ich habe heute um die Hand Fräulein Müller's angehalten." — „Und hast du sie erhalten?" — „Ja wohl — auf beide Backen hintereinander."

Landwirthschaftlicher Pessimismus. Schluß eines Vortrages über die Maul- und Klauenseuche im Landwirthschaftlichen Verein zu . . . dorf: „Sie sehen also, meine Herren, die Schweine sind keine Schweine, sondern die Menschen sind Schweine."

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 203. **Halle a. d. S., Mittwoch den 31. August** **1892.**

[20]

Ein Ehrenwort.

Roman von L. Haidheim.

Jetzt war denn doch Trautmann sehr blaß geworden.

Die Gräfin sah sein Verstummen und bot ihm die Hand mit ihrem gütigen Lächeln, ohne mehr zu sagen, als was ihre Augen sprachen, und das hieß: „Schäme dich nicht deines mißbrauchten Vertrauens!"

„Es ist nicht wahr. Es ist unmöglich," fuhr er aus seiner dumpfen Betäubung auf. „Er heißt vielleicht wie jener Mensch, es ist ein unglückliches Zusammentreffen, aber er ist nicht derselbe. Haben Sie jemals ein Wort von ihm gehört, irgend eine Handlung erfahren, die anders wäre, als eines Ehrenmannes würdig?"

Die alte Dame schwieg.

Dann schickte sie ihre Gesellschafterin mit einem Auftrage fort.

„Männer, auch solche, die auf den Titel eines Ehrenmannes Anspruch machen, haben oft eigenthümliche Begriffe von dem Erlaubten, was gefällt," sagte sie dann. „Sie fragen, ob Winzcek eine unehrenhafte Handlung nachzuweisen sei? Ich kann nicht mit einem: Nein! darauf antworten. Es wurde vor längerer Zeit viel davon geredet, daß er ein bildhübsches, armes Mädchen, die Tochter eines seiner Tagelöhner, von dem verwittweten Vater weggenommen habe. Seitdem mangelt es dem Manne an nichts mehr; von der Tochter weiß niemand, wo sie geblieben ist."

„Verdacht, immer nur Verdacht, nirgend ein positiver Beweis!" rief Trautmann und erinnerte sich, daß er früher schon Andeutungen derselben Art gehört. Er beachtete sie damals nicht und dachte nie wieder daran.

„Ich frage ihn selbst!"

„Wäre es nicht besser, Sie ließen sich zuerst von Herrn Bükert selbst Rechenschaft geben? Sie haben sich, den bekannten Thatsachen gegenüber, Winzcek in auffallend rascher Freundschaft angeschlossen, so haben Sie nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, diesen neuen Gerüchten auf den Grund zu gehen."

„Das ist vollkommen richtig, gnädigste Gräfin, ich werde so verfahren."

Nach kurzer Weile erhob er sich zum Abschiede.

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun, lieber Herr Assessor, so sprechen Sie bei Fräulein Truhn vor — sagen Sie, ich sehnte mich nach ihr und Winzcek sei verreist."

Er versicherte, daß er mit Vergnügen den Auftrag übernehme.

„Aber warum soll ich sagen, Herr Winzcek sei fort? Was geht er Fräulein von Truhn an?" fragte er mit heftig klopfendem Herzen.

„Sie sind ein neugieriger Mensch," lachte die Gräfin. „Die Ulla hatte auch einmal, wie Sie, große Sympathien für ihn, beide trafen sich mehrfach bei mir und ich wunderte mich immer, wie offen und mittheilsam die kalte, scheue Ulla gegen ihn war! Da sieht man's — der Instinkt, heißt es, leite ein Weib meist richtig! Das ist auch so eine alberne Phrase. Aber ich versichere Sie, es war eine Lust, wie das junge Ding mit dem ältern Manne konversirte; ich hoffte im stillen damals schon, die Ulla machte noch eine solch gute Partie; lieber Himmel, wir haben uns eben alle von einem Abenteurer düpiren lassen! Aber da war es mit einemmale vorbei, weiß nicht, warum, habe sie auch seitdem nie wieder zusammen gesehen."

„Vielleicht hat sie von jenem Gerücht inbetreff des Mädchens erfahren!"

„Das ist schon möglich! Aber die Ulla ist wie Sie; sie würde es nicht geglaubt haben ohne Beweis; nein da muß anderes vorliegen."

Er ging, und je länger er unterwegs über alles Gehörte nachdachte, um so schlimmer wurde ihm zu Muthe. Die Kette von Verdachtsmomenten gegen Winzcek schloß fest in einander.

Sein nächster Weg war zum Apotheker. Herr Bükert bestätigte sehr ruhig und einfach alles, was Trautmann von der Gräfin gehört hatte, gab die Adressen bereitwillig her und handelte zweifellos in der Ueberzeugung, daß es seine Pflicht sei, Winzcek zu entlarven.

„Es ist nicht möglich! Es ist Lüge, Irrthum, tückischer Zufall!" sagte Trautmann sich immer wieder.

Und seltsam! Als er zu Ulla kam, ihr den Auftrag der Gräfin auszurichten, rief diese aufflammend: „Glauben Sie es nicht, das ist nicht wahr!"

In ihrem Protest lag eine offenkundige Parteinahme und als er sie überrascht ansah, wiederholte sie: „Das ist nicht wahr, weil es unmöglich ist! Kein Mensch kann seine Natur so gänzlich verändern!"

Mit großer Sorge dachte er daran, ob sie schon von Oskars mehr als mißlicher Lage gehört habe. Aber sie schien verhältnißmäßig sorgenloser, als er sie wohl je gesehen hatte, und ihrem blühenden Aussehn nach verwischten sich die Spuren der schweren Erlebnisse nach und nach in ihrer Seele. Sie schien dies selbst kaum zu wissen, es war so natürlich, daß sie auflebte, nun sie zum ersten male ihrer eigenen Natur folgen durfte.

Er fand sie immer fleißig und in alles, was sie that, legte sie gewissermaßen etwas von ihrem eignen Wesen. Das Alleinsein schien ihr nicht drückend; sie las viel, sie sprach mit ihm über das Gelesene! was früher selbst gewisser Hochmuth an ihr geschienen haben mochte, weil sie sich stets im Geiste ihres Vaters als die Angegriffene im Vertheidigungszustande fühlte, das klärte sich jetzt in der friedvollen Ruhe zu einer bei ihrer Jugend überraschenden Sicherheit, und was die Tyrannei des Vaters in ihr unterdrückt hatte, das begann plötzlich schnell und lieblich sich in ihr zu entwickeln.

Und doch ärgerte es Trautmann und verstimmte ihn, daß er sie so wenig schutzbedürftig fand. Er wollte ihr mehr sein, und ihr stilles, sicheres Selbstgenügen sagte ihm, sie bedarf deiner nicht zu ihrem Leben.

Dennoch entdeckte er mehrere male, als er unvermuthet zu ihr trat, daß sie nicht immer so empfand, wie sie sich ihm gab. Sie war offenbar dann sehr traurig gewesen; die Spuren von Thränen waren freilich erklärlich genug, aber es lag zuweilen ein Blick in ihren Augen, der einem andern Kummer gelten mußte, als dem um das Erlebte.

* * *

Winzcek war nach mehreren Tagen noch nicht zurück. Unterdeß hatte die große Neugkeit Zeit, sich nach allen Seiten hin auszubreiten, und wenn man es nicht wagte, Trautmann zu fragen, was er denn von dem eigenthümlichen Zusammentreffen der Namen und Umstände denke, so ärgerte man sich um so gründlicher jetzt über die frostige Miene, mit welcher er deutlicher als durch Worte sagte, daß er nicht geneigt sei, über den Klatsch von Tristleben zu sprechen.

Glücklicherweise kehrte in diesen Tagen die Prinzeß zurück, damit wurde die Unterhaltung in andere Bahnen gelenkt und dazu kam nun auch noch die Nachricht, daß zu den Jagden, die alljährlich in den herzoglichen Forsten der Umgegend gehalten wurden, dieses Jahr eine größere Gesellschaft den Herzog begleiten und einige Zeit im Schlößchen bleiben würde.

Baron Lupken machte darüber eine verdrossene Miene; er sollte für alle diese Gäste Quartier schaffen, so gut oder schlecht es gehen wollte. Zu Trautmann sprach er davon, daß es ihm sehr ungelegen komme, Ulla von Truhn noch in der Villa zu finden und sogar voraussichtlich auch noch länger darin bleiben zu sehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18920831027/fragment/page=0001

Der Herzog hatte für sie die größte Rücksicht befohlen: vielleicht konnte Trautmann es einrichten, daß Ulla freiwillig die freien Räume ihres Hauses zur Verfügung stellte. Allerdings brachte das für sie eine Gêne mit sich, denn es waren eben lauter Herren, die man unterbringen mußte, aber wirklich, Trautmann thäte ihm einen unendlichen Gefallen, bat der alte Herr.

Dann wurde Trautmann von der Prinzeß empfangen, die ihm nicht genug erzählen konnte. Sie war in Sylt mit dem geliebten Grafen zusammengetroffen, dieser hatte sich an das Oberhaupt seiner Familie gewendet und von diesem die besten Versprechungen erhalten inbetreff des Einflusses von jener Seite.

Dann mußte er selbst berichten: er that es mit dem guten Humor, den das Wesen der fürstlichen Dame immer so glücklich in ihm hervorrief; sie ging schlagfertig auf jeden Scherz ein, es war eine Lust, mit ihr zu sprechen.

Dadurch und durch seine häufigen Besuche im Schlosse wurde sein Leben plötzlich wieder ein angeregteres, und was mehr war, er sah Ulla dort zwangloser; die Mauer zwischen ihnen schien sich plötzlich wieder zu senken, und täglich wurde sie ihm theurer, fühlte er gewisser, daß er sie liebe.

Und jetzt kam der Egoismus, flüsterte ihm zu, daß Winzeck ja doch ohne alle Hoffnung auf ihren Besitz sei, daß er zum mindesten eine dunkle Vergangenheit haben müsse, da er nie ein Wort darüber sprach, und daß am Ende Ulla selbst zwischen ihnen entscheiden solle.

Das wollte er offen mit seinem Freunde besprechen, ihm sagen, welche neuen Vermuthungen über ihn umliefen, und zu dem Zwecke erwartete er die Rückehr Winzeck's mit einer Ungeduld, die ihn schon mehrere male vergeblich seinen Spaziergang nach dem Bahnhof hinaus nehmen ließ.

Heute dachte er hieran zufällig nicht. Der Collaborator war ihm begegnet, sie standen auf das beste zusammen, und was Trautmann am meisten an demselben gefiel, war die vollständige Gleichgiltigkeit, welche dieser allem Klatsch gegenüber an den Tag legte.

Er wußte entweder nie, was gesprochen wurde, oder es ging spurlos an ihm vorüber.

Sie schlenderten, gemüthlich plaudernd, aus der Stadt und nach dem Forsthofe zu, wo sie zuerst Bekanntschaft gemacht hatten.

„Da fährt Winzeck's Wagen," sagte der Collaborator stillstehend und auf das in einiger Entfernung vor ihnen befindliche Gefährt zeigend, welches der Station zufuhr. „War Herr Winzeck verreist?" fragte er dann.

„Ja, und es scheint, er kommt zurück und ich muß ihn dann gleich sprechen," gab Trautmann in einer seinem Begleiter auffallenden Weise zur Antwort.

„Doch nicht etwa sofort? Er wird in Reisestimmung sein. Haben Sie Unangenehmes zu sagen, so schieben Sie es auf bis zum Abend; Angenehmes kommt dann auch noch früh genug; man ist ein ganz anderer Mensch in seinen eigenen vier Pfählen," rieth der junge Geistliche, so verrathend, daß er doch nicht so unwissend über die Vorgänge im Städtchen sei, wie er scheinen wollte.

Trautmann fand auch richtig, was er sagte, und beschloß, Winzeck in einer Stunde oder zwei zu folgen, er hatte vom Forsthofe aus ohnehin kaum eine halbe Stunde bis Rhenstein.

Sie saßen im Grünen bei einem Schoppen guten Bieres und sprachen von diesem und jenem; es waren schon viele andere Gäste vor ihnen gekommen, auch nachher langten noch mehrere Gruppen an, offenbar die letzten beiden in sehr ammirter Stimmung.

Sie hatten nicht acht darauf, bis Doktor von Oheim zu ihnen trat und ihnen in großer Entrüstung erzählte, daß Winzeck, vor einer Stunde von der Reise zurückkommend, von einer Arbeitergruppe, Maurern, die an dem neuen Stationsgebäude beschäftigt waren, in herausfordernder Weise beleidigt worden sei.

Einer derselben, ein besonders roher Geselle, den er wegen wiederholter Trunkenheit aus seiner Arbeit gejagt, wie der Berichterstatter gleich nach der Scene erfahren, hatte Winzeck mit frechem Hohnlachen zugerufen, als dieser nach seinem Wagen schritt, er solle nur nicht so groß thun, wer wie er ein Galgenstrick und im Gefängniß gewesen sei, der habe vor einem ehrlichen Maurergesellen den Hut zu ziehen.

Und als Winzeck dann vorüber ging, ohne weiter auf den Kerl zu hören, stürzte dieser ihm nach und insultirte ihn mit den frechsten Reden, wollte ihn nicht in seinen Wagen steigen lassen, und Winzeck hatte in der That bei den Kameraden des Betrunkenen keine Hilfe gefunden, sondern auf seinen Ruf, man möge doch den unzurechnungsfähigen Menschen wegführen, hatten dieselben höhnend erwidert, sie seien alle noch nicht ins Gefängniß gesteckt wegen Diebstahls und hielten auf ihre Ehre und Reputation.

Natürlich hatte es einen Auflauf gegeben; die Polizei mußte den Angreifer Winzeck's erst festnehmen und dann schrien seine Gefährten: „die vornehmen Diebe lasse man in Kutschen fahren und ehrliche arme Leute dürften noch nicht einmal sagen, daß es Diebe seien."

„Es ist ganz unbegreiflich! Es ist gar nicht zu glauben, daß ein Mann wie Herr Winzeck solchen Verdächtigungen ausgesetzt ist, nachdem er jahrelang sich hier der allgemeinsten Achtung erfreute!" rief aufgeregt der Geistliche.

Trautmann stand sofort auf. Er mußte jedenfalls Winzeck heute noch sprechen.

„Sie thun recht daran," sagte der Collaborator, „es ist schrecklich, wie manchmal ein böser Geist unter die Leute fährt und selbst die Bessern übelwollend macht. Ich bin vollkommen auf Ihrer Seite, obgleich ich nie mit Herrn Winzeck befreundet war, möchte ich jetzt neben ihm stehen und hoffe, daß mein Vorgesetzter mir erlauben wird, diese Angelegenheit der Gemeinde einmal gründlich zu Gemüthe zu führen." Und er gab ihm mit festem Druck die Hand.

Auch der junge Advokat sprach entrüstet über diese Hetzjagd, die man auf Winzeck's guten Namen anstelle. „Das soll nun also hier ein gutmüthiger Menschenschlag sein," sagte er verstimmt.

Als Trautmann in Rhenstein anlangte und durch den gewölbten, finstern Thorbogen auf den Schloßhof trat, blieb er vor Ueberraschung stehen.

Der ganze Hof war von dem Licht der untergehenden Sonne wie mit Goldglanz überfluthet und derselbe goldige Schimmer lag auf dem alten festen Gebäude und dem Garten mit seinen Bäumen, während die dahinterliegenden Hügel schon in bläulichem Abendduft zu ruhen schienen.

Man konnte kein reizenderes Bild sehen, keine schönern und überraschendern Lichteffekte. (Forts. folgt.)

Gibbons Bibliothek.

Eine Erinnerung von E. Rossi.

„Und der Regen regnet jeglichen Tag," sagte der junge Engländer und trommelte verdrießlich an den Fensterscheiben des Speisesaales, in welchem er bereits drei Tage lang Gefangener des schlechten Wetters war. Eine Regenwolke überströmte unaufhörlich die Stadt Lausanne; zu dieser Herbstzeit waren nur noch wenige Fremde anwesend, der junge Mann langweilte sich! Zuerst hatte er die wenigen Bücher gelesen, die im Bereich des Hotels zu erlangen waren, aber die seichte Kost der billigen Unterhaltungsliteratur jener Tage — es war im Jahre 1795 — behagte ihm nicht, um so mehr, als er darunter keine Bücher in seiner Muttersprache fand. Der Wirth, den er nach englischen Büchern fragte, zuckte mit den Achseln: „Englische Bücher, sir, die haben wir hier genug — ein ganzes Haus voll, und" fügte er ein wenig spöttisch hinzu, „wenn Sie dreißigtausend Francs daran wenden wollen, so stehen sie Ihnen gleich zur Verfügung!"

„Was heißt das? Erklären Sie sich deutlicher," rief der junge Engländer plötzlich interessirt, „was hat es für eine Bewandtniß mit dieser englischen Bibliothek?"

„Wie Sie als Engländer vielleicht wissen," entgegnete Herr Stromgäner, der Besitzer des Hotels, „gab es unter Ihren Landsleuten einen Geschichtsschreiber Gibbon. Er hinterließ eine Bibliothek von zehntausend Bänden, die er seinem Neffen, dem hier in Lausanne lebenden Doktor Burbage vererbte. Der Doktor aber ist bald darauf gestorben, hat die Stadt als Erbin eingesetzt, und diese nun sucht einen Käufer für Haus und Bibliothek. Sehen Sie dort drüben das kleine weiße Haus mit den grünen Läden? Das ist es — ich habe also Recht, wenn ich behaupte, daß es englische Bücher genug in unserem Lausanne giebt."

Der Engländer griff nach seinem Schirm, hing sich den Mantel über die Schulter und ging in den strömenden Regen

hinaus. Sein Weg führte ihn auf das Rathhaus. Dort fragte er nach dem Herrn, der das Haus und die Bibliothek des Doktor Burbage zu verkaufen habe.

Der Bürgermeister wollte in umständlicher Breite seine Konditionen ausbreiten, der Fremde unterbrach ihn jedoch kurz: „Wie viel kostet alles?"

„Dreißigtausend Francs" rief der biedere Schweizer mit überlegenen Mienen; doch traute er seinen Augen kaum, als jener sein Portefeuille herauszog und die geforderte Summe baar hinzählte. In wenigen Minuten war das Dokument ausgefertigt, welches Mr. Beckford von Fonthill zum Eigenthümer des Burbage'schen Hauses machte, und genau fünfunddreißig Minuten später als er das Hotel verlassen, kehrte er wieder zurück, den Wirth aufsuchend.

„Bitte, Herr Stromgäner, hier ist der Schlüssel zum Burbage'schen Hause, schicken Sie gefälligst den Hausknecht hinüber, daß er ein Zimmer komfortabel heize; außerdem besorgen Sie mir einen Korb mit Lebensmitteln — ich habe Ihren guten Rath befolgt und die englische Bibliothek gekauft."

Der Wirth, der anfangs nicht wußte, ob er dies ernsthaft aufzufassen habe, nahm den Schlüssel und beauftragte seinen Diener mit der Ausführung des ihm gewordenen Auftrages. Er blieb dann neugierig am Fenster, das weiße Häuschen nicht aus den Augen lassend.

Der Knecht öffnete mit dem Schlüssel das Schloß der Thür und verschwand im Innern des Hauses.

Volle zehn Tage noch dauerte das unliebsame Regenwetter, eine Zeit, die Mr. Beckford in seiner Bibliothek hinbrachte. Der Wirth sorgte für jeden Comfort und erlaubte sich nach einigen Tagen, dort selbst seine Aufwartung zu machen. Der Engländer war sehr zufrieden mit seinem Kauf und erklärte sich dem Herrn Stromgäner für den Rath zu Dank verpflichtet — als aber am ersten Tage ein warmer Sonnenstrahl die feuchten Straßen trocknete und damit die Hoffnung auf einen prächtigen Nachherbst gab, schloß er sein weißes Häuschen ab, zahlte die hohe Hotelrechnung und reiste ab — — — den Schlüssel steckte er in die Innentasche seines Reisemantels.

Die Neugier der guten Lausanner, wer dieser Krösus incognito sei, blieb lange unbefriedigt, denn darüber war man einig, daß der einfache Name Beckford nur eine Hülle sein konnte, unter welcher sich irgend ein vornehmer Herr verbarg. Große Heiterkeit und ungläubiges Achselzucken erregte zu dieser Zeit die Erklärung eines Touristen, daß man es in dem seltsamen Menschen gar mit dem bekannten Dichter Beckford zu thun habe. Ein Dichter! Der Spaß war gut — als ob das Dichten so viel einbringe! Aber der Tourist erzählte Wunderdinge von Beckford, der nicht nur ein Dichter von Gottes Gnaden, sondern auch einer der reichsten Edelleute in England sei. Mehr als eine Million Pfund Sterling habe er zum Restauriren seines Schlosses Fonthill ausgegeben, einen Marstall von hundertundzwanzig der kostbarsten Pferde halte er, und in seiner Küche seien dreißig französische Köche beschäftigt, von seinen Festen spräche die Welt, er gäbe oft Gesellschaften, zu denen eintausend, sage eintausend Personen geladen worden wären, von denen einzelne in seinem Hause verblieben und sich seiner jahrelangen Gastfreundschaft erfreut hätten.

Das Lachen der Lausanner verwandelte sich in Staunen; doch als Jahr auf Jahr verstrich, ohne daß der Besitzer der Gibbon'schen Bibliothek wiedergekehrt war, oder seine Bücher reklamirt hätte, fiel er endlich der Vergessenheit anheim, besonders da in den unruhigen Zeiten am Ende des vorigen und zu Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts so viele neue Erscheinungen die neutrale Schweiz bevölkerten, daß der Einzelne darunter verschwand.

Beckford fuhr von Lausanne direkt nach Genf. Hier hatte er Kreditbriefe auf ein Bankhaus, die er selbst abgab. Herr Suermont, der liebenswürdige Bankier, fragte, ob es in seiner Macht stehe, die verdrießliche Miene seines Klienten aufzuhellen, und der Dichter, der warme Theilnahme aus dem Tone der Frage heraushörte, vertraute dem neuen Bekannten seine große Sorge an, daß ihn — seine Stiefel so sehr drückten. Die Ankunft der Reisekoffer hätte sich verzögert, ein Ersatz in den Kaufläden der Stadt war ihm bisher nicht möglich geworden. Herr Suermont war fein genug, diese kleine Plage als wirkliche Kalamität aufzufassen; doch war er im Stande, ihm aus dem Stiefelmaterial eines seiner Söhne auszuhelfen. Mit warmem Händedruck und herzlichem Danke schritt Mr. Beckford leichtfüßig und leichtherzig aus dem Privatbureau des Bankiers. Die Karte des jungen Herrn Henry Suermont, der ihm so freundlich auf die Füße geholfen, steckte er zu dem Hausthürschlüssel des Burbage'schen Hauses in seine Manteltasche.

— — — —